

Das gesellschaftliche Immunsystem stärken Elemente eines positiven Risikowissens

Frederic Jage-Bowler

Die Corona-Krise, so scheint es, hat keinen Vorläufer und kein Vorbild. Gesundheitsminister Jens Spahn sprach Anfang März von einem „unbekannten Virus“, das Deutschland noch dazu unvorbereitet treffe: „Wir werden die Pandemie-Pläne in Zukunft viel öfter üben müssen.“ Schon kognitiv sind Menschen überfordert: Es ist schwer, sich die exponentielle Verbreitung des Virus vorzustellen. Gab es tatsächlich keine Vorbereitung auf den jetzigen Ausnahmezustand? Was bestimmte Aspekte einer Pandemie betrifft, so lernen Menschen womöglich aus Fiktionen – hier wären Steven Soderberghs Spielfilm „Contagion“ aus dem Jahr 2011 oder Dean Koontz' Roman „Die Augen der Dunkelheit“ von 1981 zu nennen. Fraglich ist allerdings, was genau aus ihnen zu lernen ist, außer vielleicht, dass Killerviren mit Vorliebe in chinesischen Großstädten laufen lernen. Also vielleicht besser Schlüsse ziehen aus historischen Fällen, wie der berüchtigten „Spanischen Grippe“ von 1918/19? Aus diesem Beispiel lässt sich folgern, wie wirksam ein unterschiedlich hartes Durchgreifen bei der Eindämmung sein kann. Allerdings scheinen die Resultate nur epidemiologische Modelle zu bestätigen, statt neue Erkenntnisse zu liefern.

Wichtig ist doch aber die Frage, was genau Gesellschaften in Ausnahmezuständen widerstandsfähig macht. Aus fiktionalen Werken oder aus geschichtlichen Fällen lässt sich kaum lernen, welche Mechanismen, Routinen und Wissensformen in der Pandemie gesellschaftliche Resilienz versprechen. Mechanismen, Routinen und Wissen begreife ich als Bausteine eines gesellschaftlichen Immunsystems. Mechanismen und Routinen sind unter dem Begriffspaar Funktion und Institution verhältnismäßig gut erforscht. Ich beschränke mich hier hauptsächlich auf soziales, in der Alltagsbewältigung abrufbares Risikowissen.

Mir geht es um ein positives Risikowissen, das soziale Prozesse entlastet, statt sie zusätzlich zu belasten. Klar unterschieden werden muss es vom negativen Risikowissen eines Ulrich Beck. In der Risikogesellschaft, schrieb Beck, „können sich die Dinge des täglichen Lebens sozusagen über Nacht in ‚trojanische Pferde‘ verwandeln, aus denen die Gefahren und mit ihnen die Risikoexperten stürzen und im Streit miteinander verkünden, wovor man sich zu fürchten hat und wovor nicht“. Risikowissen sei tückisch: Je größer das Wissen, desto stärker wirke die Verunsicherung. Ein Dilemma mit tragischen Dimensionen: Ersehnte Sicherheit mutiert zur Gefahr, umgekehrt führt Unwissenheit wenigstens zu Eindeutigkeit; die „anthropologische Sicherheit der Moderne“ wird zu „Treibsand“.

Durch diese ausschließlich negative Bewertung des Risikos als Gegenpol zur ersehnten Sicherheit gerät positives Risikowissen aus dem Blick. Diese positiven Aspekte aber bilden das, was man mit Niklas Luhmann als „Prozess gesellschaftlicher Immunisierung“ beschreiben könnte. Gesellschaftliche Immunsysteme sind Luhmann zufolge Vorrichtungen, die es fertigbringen, aus Widersprüchen und Störungen zu lernen. Sie dienen der „Selbstreproduktion unter sich ändernden Bedingungen“. Differenzierte Gesellschaften bilden demnach bei der Begegnung mit unvorhersehbaren Ereignissen eine Art Antikörper aus. Diese können verloren geglaubte Erwartungssicherheit wiederherstellen. Für den gelernten Juristen Luhmann galt dies insbesondere für das Recht: Es hielte Wissen und Verfahren zur Bewältigung von Unvorhersehbarem bereit. Etwas Ähnliches lässt sich, meine ich, auch von Risikowissen sagen.

Summary: Risk-related knowledge plays a major role in creating resilience during crises. It forms part of a social immune system which is capable of learning from mistakes and restoring expectational certainty. Risk discourses, such as last year's media controversy about exhaust emission thresholds or the current coronavirus pandemic bundle and alter risk-related social knowledge, thereby contributing to societal resilience.

Kurz gefasst: Risikowissen spielt für die gesellschaftliche Widerstandsfähigkeit in Krisen eine zentrale Rolle. Es ist Teil eines gesellschaftlichen Immunsystems, das aus Fehlern lernt und Erwartungssicherheit herstellt. Risikodiskurse wie die mediale Diskussion um Abgasgrenzwerte im letzten Jahr oder die derzeitige Coronakrise bündeln und verändern soziales Wissen vom Risiko und tragen somit zur Bildung von Resilienz bei.

Dieses Wissen ist kein bloßes Erfahrungs- und auch kein technisches Anwendungswissen, zumindest nicht in erster Linie. Eher lässt es sich als ein Begegnungswissen beschreiben: Es leitet das Erkennen und den Umgang mit Risiken, stellt Formen und Verfahren bereit, verändert die Beziehung zwischen den Teilsystemen.

Der Begründer der wissenssoziologischen Diskursforschung, Reiner Keller, hat den Begriff des Risikodiskurses geprägt. Ein Risikodiskurs ist demnach ein Feld, auf dem sich gesellschaftliches Risikowissen bildet, bündelt und verändert. Um sich Zutritt zu diesen Feldern zu verschaffen, ziehen Wissenschaftler*innen Medienquellen, wissenschaftliche Texte, Gutachten oder Gesetzestexte heran. Keller unterscheidet idealtypisch zwischen Gefahren- und Kontrolldiskursen. Diese sind nicht als unterschiedliche Einheiten, sondern als zwei Pole eines Feldes zu betrachten. Das Verhältnis zwischen Gefahren und Kontrolle ist tagesaktuellen und politischen Aushandlungsprozessen unterworfen. Überdies sind Gefahren und deren Kontrolle aufeinander angewiesen und stabilisieren sich gegenseitig. Wie bei der erfolgreichen Immunabwehr in einem Körper bilden Risiken und deren Absicherung also einen einheitlichen Prozess. Risikodiskurse schließen in der Regel an vorhergehende Kommunikationen an. So knüpft beispielsweise die mediale Berichterstattung zum Coronavirus an Diskurse der Gesundheitspolitik oder der Globalisierung, aber auch des Klimawandels an. Ob Risikodiskurse erfolgreich Erwartungssicherheit herstellen können, hängt davon ab, ob sie an bestehende (Risiko-)Diskurse anschließen können. Am Beispiel eines konkreten Falls, dem Streit über Abgasgrenzwerte, möchte ich versuchen nachzuvollziehen, wie gesellschaftliche Resilienzbildung gelingen kann.

Im November 2018 verklagte die Deutsche Umwelthilfe mehrere deutsche Städte, weil in ihnen Abgasgrenzwerte überschritten worden seien. In der Folge kam es zu gerichtlich verordneten Fahrverboten. Die Medien begleiteten den Prozess mit einer Debatte über Bedeutung und Risiko bestimmter Abgaspartikel (vor allem Feinstaub und Stickstoffverbindungen, NOx) sowie über Bedeutung und Sinn solcher Grenzwerte. Im Kontext des Skandals um manipulierte Abgaswerte in der Autoindustrie gerieten letztlich nicht nur einzelne Städte, sondern auch das Bundesverkehrsministerium und die Autobranche unter Druck.

Die Corona-Krise und der Abgas-Streit sind in ihrem Ausmaß natürlich nicht vergleichbar. Die Gefahren durch das Abgasprodukt Stickstoffdioxid (NO₂) ähneln aber auf gewisse Weise der Bedrohung durch das Coronavirus: Beide sind unscheinbare Risiken – Risiken, von denen Ulrich Beck sagt, sie würden zunehmend zu „blinden Passagieren“ des Alltagslebens. Dass beide Fälle mit dem menschlichen Organ der Lunge zu tun haben, mag ein anekdotischer Zufall sein. Die beide Male große Resonanz in den Massenmedien aber ist eine charakteristische Gemeinsamkeit. Meine Untersuchung relevanter Dokumente, also von Medienberichten, Kommentarspalten und Fernsehsendungen, zeigt, dass es in diesem Diskurs nicht nur um Klassifizierungen geht: Was ist das Ausmaß des Risikos? Wer ist Gefährder, wer Opfer? Welche Lösungen stehen bereit? Vielmehr stehen Fragen zur Diskussion, die darauf abzielen, wie die Gesellschaft als Ganzes konkrete Risikolagen meistern kann: Wie funktioniert informationelle Transparenz, gerade im Blick auf Expertenwissen? Welche Kosten ist eine Gesellschaft in Risikolagen bereit zu tragen? Wie begegnen wir unserer Umwelt?

Eine erste Erkenntnis aus der Debatte um den Grenzwert ist, dass die Risikobewertung transparent erfolgen muss. Dies zeigt sich insbesondere in der Episode um den Lungenarzt Dieter Köhler, der zeigen wollte, dass von erhöhten Stickstoffdioxid-Werten in der Luft keine große gesundheitliche Gefahr ausgehe. Erst nachdem er diese These mehrere Wochen lang in den Medien verbreitet hatte, konnten ihm schwerwiegende methodische Mängel nachgewiesen werden. Der Wissenschaftsjournalist Ulrich Schnabel schrieb damals, die Debatte „dürfte in die Lehrbücher eingehen – als Beispiel dafür, was bei einem öffentlichen Streit aus Sicht der Wissenschaft alles schiefgehen kann“. Seit dem Skandal um Dieter Köhler dürfte die Arbeit von Wissenschaftsredaktionen und unabhängigen Beobachtungsinstanzen wie dem Science Media Center innerhalb des Mediensystems deutlich mehr Anerkennung gefunden haben. Das eindringlichste Beispiel für einen systemischen Immuneffekt ist sicherlich der NDR-Podcast zum Corona-Virus mit dem Virologen Christian Drosten.

Aktuelle Umfrageergebnisse bescheinigen der Bundesregierung, dass ihr die Bevölkerung ein hohes Vertrauen entgegenbringt. Das scheint ihrer Strategie informationeller Transparenz in Bezug auf naturwissenschaftliche Expertise recht zu geben. In zukünftigen Krisensituationen wird diese Transparenz wohl erneut Berücksichtigung finden. Allerdings steht zu befürchten, dass Transparenz allein – zumal rein wissenschaftlicher Art – als Mittel gesellschaftlicher Immunabwehr nicht hinreichend ist.

Der Grenzwertdiskurs führte zweitens vor, dass Transparenz nicht einspurig, im Sinne der schlichten Verbreitung wissenschaftlicher Expertise erreichbar ist, sondern dass es Formen der Popularisierung braucht, die Wissen auf unterschiedliche Weise transportiert, übersetzt und diskutiert. Der Grenzwertdiskurs lieferte hier eine Vielzahl von Beispielen. So verwendete die Wochenzeitung *Die Zeit* beispielsweise ständig aktualisierte Deutschlandkarten, die Fahrverbote oder Stickstoffdioxid-Konzentrationen über mehrere Jahre zurückverfolgen ließen. TV-Sendungen riefen ihre Zuschauer*innen dazu auf, selbst NO₂-Werte in ihrer Nachbarschaft zu messen. Asthmatiker*innen wurden als besonders Betroffene erkannt und befragt. In den Kommentarspalten ließen sich Diskussionen beobachten, in denen User*innen populäre epidemiologische Modellrechnungen mit ökonomischen verglichen und beide miteinander in Bezug setzen. Ähnliche Momente kreativer Popularisierung von Spezialwissen begegnen uns in der Corona-Berichterstattung wieder.

Ein weiteres zentrales Moment ist die Thematisierung des vorzeitigen Sterbens. Die Europäische Umweltagentur rechnete vor, dass Feinstaub und Stickstoffdioxid allein innerhalb Deutschlands zu Zehntausenden vorzeitigen Todesfällen geführt haben. Dies war einer der Grundpfeiler der dann insbesondere von der Deutschen Umwelthilfe aufgegriffenen Debatte. Die Berechnung, welcher Tod vorzeitig, welcher vermeidbar und welcher (staatlich) zu verhindern sei – zu Corona-Zeiten als eine der Schlüsselfragen nicht nur der Medizinethik, sondern auch der Politik entdeckt – wurde und wird gesellschaftlich intensiv diskutiert. Auf noch abstrakterer Ebene zeichneten sich in den schwierigen Auseinandersetzungen um Abgas, Erkrankung und Mobilität schließlich die Konturen eines veränderten Umweltbewusstseins ab. „Die Umwelt“ und ihre Risiken dürfen, davon zeugen viele gesellschaftliche Risikologen der letzten Jahre – Stickoxide und Insektensterben genauso wie globale Migration oder der Klimawandel –, nicht nur als externe Realität gesehen werden, sondern müssen als konstitutive Elemente unserer Welt begriffen werden. Tatsächlich werden immer weniger Ereignisse als „Naturkatastrophen“ beschrieben, in klarer Abgrenzung zur Welt der Menschen.

Risikodiskurse bilden integrale Bestandteile gesellschaftlicher Immunabwehr, die – ähnlich wie der Vorsorgestaat oder das Recht – den Umgang mit Risikologen erleichtert. Wissen mag manchmal für gesteigerte Unsicherheit sorgen, aber grundsätzlich macht es Gesellschaften in Ausnahmezuständen widerstandsfähiger. Es bildet, bündelt und verändert sich innerhalb bestimmter Diskurse. Mögen diese noch so marginal sein, sie bestimmen doch mit, wie ein Gemeinwesen auf Risikologen reagiert.

Literatur

Beck, Ulrich: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986.

Beck, Ulrich: *Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2007.

Keller, Reiner: *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*. 2. aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS-Verlag 2008.

Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984.

Luhmann, Niklas: *Soziologie des Risikos*. Berlin/New York: de Gruyter 1991.



Frederic Jage-Bowler ist studentische Hilfskraft des Informations- und Kommunikationsreferats am WZB. Er studiert im Masterstudiengang Soziologie – Europäische Gesellschaften an der Freien Universität Berlin und schreibt als freier Journalist unter anderem für die taz und den Tagesspiegel. (Foto: privat)

frederic.jage-bowler@wzb.eu